

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 8 (1932)
Heft: 24

Artikel: Die Heilige aus den Zelten [Fortsetzung]
Autor: Fuchs-Talab, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-756365>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Heilige aus den Zelten

ROMAN VON
OTTO FUCHS-TALAB

Neuauftretende Abonnenten erhalten den bisher erschienenen Teil des Romans auf Wunsch gratis nachgeliefert.

Bisheriger Inhalt: Das Beduinenskind Amila verläßt seinen Stamm, um sich sein Lieblingspferd zurückzuholen, welches an vorüberziehende Händler verkauft worden ist. Es erreicht die Händler-Karawane; da sich das Kind allein nicht zu seinen Leuten zurückfinden konnte, die inzwischen durch einen Sandsturm zum Aufbruch gezwungen worden sind, wird Amila mit nach Kairo genommen und dort der Obhut eines Schiffsaufsehers anvertraut, der sie der nächsten der Wüste zustrebenden Karawane mitgeben soll. Bei dem tagelangen Warten leidet das Kind bald Hunger; eine mitleidige Straßenhändlerin nimmt sie bei sich auf und gewährt ihr einige Monate lang Obdach. In einer Nacht aber wird sie bewußlos, blutend und geknebelt vor dem Hause des deutschen Nervenarztes Giesekind gefunden, — sie ist einem Lustmörder in die Hände geraten. Prof. Giesekind läßt sie in das deutsche Spital bringen, wo sie in wenigen Wochen geneset. Durch Vermittlung Giesekinds kommt die Waise nach Deutschland zu einer befreundeten Familie und genießt eine europäische Erziehung, die in wenigen Jahren das Beduinens-Kind vollständig verändert. Dreizehnjährig wird sie von ihrer Adoptivmutter nach Kairo zurückgebracht, wo sie in einem deutschen Internat erzogen werden soll. Bei einem Schulausflug in die Wüste wird Brigitta, ihre beste Freundin, die Tochter des Wohltäters, von einer Giftschlange gestochen. Es gelingt Amila, die aus ihrer Kindheit her mit der Behandlung von Schlangenbissen vertraut ist, Brigittas Leben zu retten. Durch diese Tat und durch ihre großen Fähigkeiten hebt sich ihre Stellung in der deutschen Schule immer mehr. Brigittas Bruder hat indessen in Deutschland arabische Studien getrieben; er kehrt jetzt heim nach Kairo und benutzt die Gelegenheit, auf dem großen Dampfer als Schiffsjunge zu arbeiten.

4. Fortsetzung

In ungelenktem Arabisch fuhr er fort: «Dr. Volkmar und ich — mein Name ist Dr. Sartorius — unternehmen im Auftrag der deutschen Archäologischen Gesellschaft eine Expedition nach den Natomeen. Am nördlichen Rand ihrer Grabenschenke sollen sich nach dem arabischen Historiker um 900 v. Chr., Hamdany, damals schon verfallene Reste einer unbekannten Bauart befinden, die er einem mesopotamischen Volksstamm zuschreibt.»

In die ihm geläufigere Muttersprache übergehend, fuhr er fort:

«Nu aber sagen Sie, Landsmann, wie kommen Sie als Universitäts Hörer in diese Uniform eines Schiffsjungen? Eine Vergnügungsreise ist so etwas nicht.»

«Nee», lachte der Schiffsjunge, «aber schlimm ist es nicht. Kapitän und Mannschaften sind sehr nett zu mir. Und ein paar Wochen in reiner Seeluft sind ein Ausspannen von geistiger Arbeit.»

«Sehen Sie», sagte der ältere der Herren, sich an den jüngeren wendend, «die heutige Jugend ist doch viel rationaler, als wir es waren. Uns wäre eine so billige und gesundheitsfördernde Ferienreise niemals in den Sinn gekommen. Und dabei sieht man in jungen Jahren ein Stück der schönen Welt. Also Sie sind Sanitolog, Herr ...»

«Klaus ist mein Name. Nein, Herr Doktor, ich bin Chemiker.»

«Aha, der alte Herr ist, wie es scheint, praktisch veranlagt.»

«Er wünscht es und ich füge mich», meinte Klaus, «wenn mir auch ein anderer Beruf lieber wäre.»

«Sehr vernünftig. Ich glaube, wir haben das gleiche Reiseziel, Alexandrien. Wenn Sie uns für den Rest der Reise in Ihren freien Stunden hie und da ein Praktikum in Vulgararabisch geben wollten, wären wir Ihnen dankbar. Der Kapitän wird wohl nichts dagegen haben. Uebrigens, ich werde mit ihm sprechen.»

«Bitte!» Der Schiffsjunge Klaus schlug, vergessend, daß er unbeschuht war, die nackten Fersen zu-

sammen, sein Kopf ruckte abwärts und aufwärts; dann ging er an seine unterbrochene Arbeit.

Bei der Mittagstafel brachte Dr. Volkmar die Sprache auf den Schiffsjungen Klaus. Der Kapitän schmunzelte:

«Netter Junge», sagte er, «gute Familie. Nie verdrossen bei der Arbeit. Die Matrosen mögen ihn gern, weil er einen derben Seemannscherz nicht übelnimmt und auf seine eigenen Kosten mitlacht. Er vertreibt ihnen die Zeit, deklamiert Volkstümliches und erzählt ihnen von den Fortschritten der Wissenschaft.»

Nach einer kurzen Pause, in der sein Gesicht den Ausdruck des Mißmutes annahm, fügte er halblaut hinzu: «Ich wollt', mein Fritz wär' aus dem Holz. Der „studiert“ in Heidelberg, trinkt, paukt und macht Schulden statt Examina ...»

In den vier letzten Reisetagen bis Alexandrien fanden sich die beiden Archäologen und der Schiffsjunge Klaus allabendlich zusammen. Vokabeln, Deklination, Affixe, Suffixe, das Zungen-R, die geauchten und gekeuchten Kehllaute des Arabischen tummelten sich hinter der Deckkabinen unter dem besternteten Himmel des Südens stundenlang herum, bis den Lernbeflissenen die Gurgeln trocken wurden und ein Trunk bayrischen Bieres die Schäden wieder ausbesserte ...

*

Bewegung, Lebhaftigkeit, Heiterkeit gaben dem Hause des Geheimrates einen beschwingten Rhythmus, seitdem Klaus wieder heimgekehrt war. Schon seine mit trockenem Humor vorgebrachten Reiseerlebnisse als Schiffsjunge erweckte die Lachgeister in dem sonst ernsten Gesicht des Geheimrates, der schließlich fragte:

«Was hat dich veranlaßt, dich als Schiffsjunge anheuern zu lassen?»

«Ad 1, Kapitalaufspeicherung, ad 2, den Beweis von Lebenstüchtigkeit, den ich mir geben wollte, und ad 3, Lust am Abenteuer.»

«Kapitalaufspeicherung?» fragt der Geheimrat verwundert.

«Ja, ich bin Besitzer von sechshundert Reichsmark, dreihundert, die du mir angewiesen hast, und dreihundert von Onkel Fritz. Ich habe mir die Reise billiger beschafft. Das ersparte Geld will ich zu einer kleinen Wüstenfour verwenden.»

«Die Wüste scheint noch immer deine große Liebe zu sein», bemerkte der Geheimrat.

«Größer schon, als die zu den Fabriken des Onkels Fritz.»

Bei aller Artigkeit seiner offenen, ritterlichen Natur stand Klaus mit den zwei Mädchen auf dem Neckstandpunkt und flichte ihnen reichlich am Zeuge wegen ihres Studiums der lateinischen und griechischen Sprache. Von Brigitta behauptete er, sie wollte die Unsicherheit der biologischen Theoreme noch unsicherer machen und Amila empfahl er wärmstens das Studium der Chemie, von der er aus Erfahrung sagen konnte, daß das uralte Problem des Goldmachens noch nicht gelöst sei und vielleicht ihrer harre.

Und Heroenkult! Die schwärmerisch veranlagte Brigitta war immer auf dem Auszug nach einem Helden, dem sich ihr Bewunderungsdrang zuwenden konnte. Zuerst waren es die Helden, die aus

den Geschichtsstunden aufstiegen, Perser, Griechen, Römer, dann wurden sie allmählich von jenen der Wirklichkeit verdrängt und nahmen die Gestalten von englischen Offizieren der Besatzungsarmee an, wenn sie schlank und wohlgebildet in der weißen Tropenuniform an der Spitze der militärischen Abteilungen schritten oder ritten. Mit leicht verummtem Spott und zuweilen auch mit Uebertreibung ihrer Vorzüge trachtete Klaus seiner Schwester eine natürlichere Beurteilung der Helden in englischer Uniform beizubringen und erzielte damit seine Wirkung bei — Amila. Diese lächelte verstohlen, wenn er auf seine Art Pädagogik betrieb, als wollte sie sagen ...

Sie sagte es auch eines Tages, als sie Klaus ein Bändchen Gedichte von Rilke zurückstellte, das er ihr geliehen hatte. Brigitta war von Frau Scharnagel just ins Haus gerufen worden.

«Gefallen sie dir?» fragte Klaus, nach dem Bändchen langend.

Amila zog es zurück. «Nicht alle. Diese gefällt mir!» sagte sie, schlug das Buch auf und wies ein zwischen den Blättern gebettetes Lichtbild eines jungen Mädchens vor. «Du hast keinen schlechten Geschmack ... Else Müller ... Und darunter ein Vergißmeinnicht. Wie sinnig!»

Klaus errödete, lachte und das Bild rasch an sich nehmend, sagte er: «Harmloser Flirt ... Sportgenossin!»

«Und Brigitta gönnt du nicht einmal den harmlosen Sport, für einen Helden in Tropenuniform zu schwärmen!»

«Quod licet jovi ...»

«Pfui, du bist ungalant!»

«Warum zerschmilzt nicht auch du in Wonne, wenn du einen Tropenhelm siehst?»

Sie zuckte die Achseln und erwiderte nach einer Weile der Ueberlegung: «Glaubst du nicht, daß man in der Wüste lernt, alles nüchterner zu beobachten. Menschen, Tiere, Landschaft? Und dann die Lyrik der Wüste! Du kennst sie ja. Findest du darin auch nur einen Ton, der nach Heines Buch der Lieder klingt? Ein Beduinensmädchen möchte so große Augen machen, wenn der Verehrer ihr Derartiges vordekklamieren würde. Was meinst du?»

Klaus lachte. «Da bin ich nicht kompetent. Ich kenne kein Beduinensmädchen außer dir, und du bist schon auf Abwege geraten. Aber vielleicht bietet sich mir irgendeinmal die Gelegenheit dazu, in so große Augen eines Beduinensmädchens zu blicken.»

Das Problem «Kulturüberpflanzung», wie es Vater und Sohn in ihren Gesprächen über Amila nannten, beschäftigte Klaus immer wieder, wenn sie Besuch bei Brigitta machen durfte.

«Sag mal, Amila», fragte er einmal ganz aus dem eben geführten belanglosen Gespräch springend, «hast du keine Sehnsucht nach den Zelten?»

Amila sah ihn voll an, senkte den Blick, verneinte mit einer zaghaften Kopfbewegung und sagte, nach Ausdruck ringend: «Jetzt nicht mehr ... früher, ja ... Vielleicht bin ich feige geworden ... Das Leben in Deutschland und hier, jeder Tag vollgepfropft mit Neuem ... und dort ... Ja die Wüste, zu der treibt es mich manchmal, aber hier ist sie so anders, so unscheinbar ... Dort die hohen, zerklüfteten Berge, die in der Abendsonne wie riesige farbige

Edelsteine leuchten, die Dünen, die Hamadah, diese flachen endlosen Weiten... und Nehara, die mein war, und der Rabe Dachnir, der mein war... Ihr Blick verlor sich in die Weite.

«Und dein Großvater?»

Eine Unruhe bemächtigte sich ihrer: «Der Gute, das quält mich manchmal... er hat nur mich gehabt... aber er hat Nehara verkauft, und damals habe ich geglaubt, ich kann ohne Nehara nicht leben... aber ich weiß, ich werde ihn noch sehen, dann will ich ihn um Verzeihung bitten.»

*

Man saß bei Geheimrats nach dem Abendbrot noch bei Tisch in anregendem Gedankenaustausch. Der Fernsprecher rief. Klaus nahm die Hörmuschel. «Was sagen Sie?... fort und noch nicht...», er blickte nach der Uhr, «halbzehn und noch nicht... Haben Sie die Polizei verständigt?»

Der Geheimrat und Brigitta horchten auf, erhoben sich vom Tische und traten zu Klaus, mit Ungeduld das Weglegen der Hörmuschel erwartend.

«Was ist los?» fragte der Geheimrat.

«Amila hat mit einer Kollegin Krach gehabt und ist auf und davon, nachmittags wie es scheint... jetzt noch nicht zurück, halbzehn vorbei.»

«Wenn sie sich nur nichts angetan hat!», klagte Brigitta mit Tränen in den Augen.

«Quatsch... Wenn du erlaubst, Papa, reite ich rasch zu Fräulein von Eichwald hören, was los gewesen ist.»

Im Gartenpavillon des Institutes hatte an jenem Nachmittage die internen Zöglinge der Klasse Amilas das beklagenswerte Schicksal getroffen, Kleider für die Negerkinder in der Uganda-Mission zu nähen. Sie murmelten in Abwesenheit der Lehrerin über diese «geistlose» Beschäftigung bei der herrschenden Hitze und traten für die Freiheit der Uganda-Neger ein, so nackt zu gehen, als sie wollten und als das Klima ihnen rätlich erscheinen ließ.

Amila, die an einem langen Seitentisch Stoffe zuschnitt, hörte wie aus der Ferne diese nur in Varianten sich ergehende, sich immer gleichbleibende Auflehnung der Kameradinnen und ging ihren eigenen Gedanken nach. Erst als sie das Wort «Beduinen» einige Male vernahm, wurde sie aufmerksam. «Wenn diese Sachen wenigstens in die Hände der Neger kommen möchten!», sagte in zugespitztem Ton Aspasia, die Tochter eines reichen griechischen Händlers in Tanta, «aber wenn sie nicht mit der Eisenbahn oder mit dem Schiff geschickt werden, so gehen sie auf dem Weg durch die Wüste verloren.»

«Aber in der Wüste soll alles sicher sein!», sagte Marianne Scholz, «ich habe gelesen, daß die Beduinen gastfreundlich und ehrlich sind. Wenn ein Kamel fällt und seine Last nicht weiterbefördert werden kann, bleibt sie unberührt liegen, bis sie der Eigentümer holt; und wenn es auch ein Jahr dauert.»

Aspasia lachte höhnisch und sagte:

«Sie stellen sogar Wachen auf, damit das Strandgut ihnen nicht verloren geht. Davon weiß mein Papa Geschichten zu erzählen! Da waren die Raubritter des Mittelalters noch Gentlemen gegen diese...»

Die schöne Aspasia, die ihrer Klassenkameradin Amila wegen des unlauteren Wettbewerbes um bessere Noten in der Historie nicht hold war, schien die Absicht zu haben, das Thema mit einer deutlichen Beziehung auf Amila, das Kind aus den Beduinenzelten, fortzuspinnen. «Wenn Ibrahim Pascha länger gelebt hätte, wären diese Diebe ausgerottet worden und mein Vater würde nicht immer wieder Geld verlieren.»

Amila konnte die Absicht Aspasias, ihr wehe zu tun, nicht verkennen. Sie wollte sich beherrschen... aber das jagende junge Blut schoß ihr zu Kopf, und mit flammendem Gesichte stürzte sie auf das Mädchen zu:

«Du lügst, Griechin, oder du sprichst Lügen nach, die mein Volk verleumden. Hüte dich, sonst...»

Sie erhob die mit der Schere bewaffnete Faust, schreiend flüchteten sich die jungen Damen aus dem Pavillon... leer war es plötzlich um sie und diese Leere und Stille fielen wie ein Weckruf in ihr aufgerütteltes Empfinden. Sie ließ die Schere fallen, preßte ihre Schläfen mit den Handflächen und setzte sich auf einen der verlassen Plätze. Dann schnellte sie auf, achtete nicht auf die vor ihr flüchtenden Kameradinnen, schritt nach ihrem Zimmer und nach einigem Verweilen darin verließ sie das Haus über die Dienerschaftstreppe. Sie war ohne

Hut und Schirm und trug unter dem Arm ein Päckchen in Papier gehüllt. Der nubische Boab (Türhüter) blickte ihr verwundert nach. Mechanisch schritt sie in den Spätnachmittag hinein, die Augen zu Boden gesenkt, ganz von innerem Schauen erfüllt. Sie sah ihre Heimat unter dem Wüstenhimmel, die sie treu- und reiflos verlassen hatte. Als Kind, als trotziges Kind freilich. Aber hatte sie seither, durchtränkt mit allen Elementen des Wissens, irgendwo Wurzel geschlagen? Heimweh überfiel sie, sie wünschte sich Flügel, um zu dem Hügel Marhaba fliegen, die welken Hände des Großvaters küssen zu können.

«Voyons, le joli mannequin! Pas mal, eh?»

«Ah oui, très apprêtant!»

Zwei flanierende Stutzer, die vor ihr Front machten, gaben durch diese für Amila bestimmte Apokalypse ihre Absicht einer «ehrbaren» Annäherung kund, sie rissen sie aber nur aus den Gedanken, denen sie nachhing. Die Zivilisation hatte sie angerufen, die Wüste verschwand aus ihrem Vorstellungskreise. Ihr lebhaft ausgeprägtes Mienenspiel ließ die beiden Asphalttreter keinen Augenblick im Zweifel, welche Einschätzung ihnen zuteil wurde, sie schlenderten achselzuckend weiter. Amila strebte zu dem Esbekiehgarten, dort wollte sie in der Menge unbeachtet bleiben. Der große bevölkerte Rundplatz, in dessen Kiosk die Militärkapelle aufspielte, war ihr Ziel. Auf einem der zahlreichen Stühle nahm sie Platz. Eingeborene und Fremde, verschleierte und unverschleierte Frauen, Männer des Landes und Zugewanderte, eine Musterkarte der Bevölkerung saß dort, handhabte die Fächer und harrete bei der geräuschvollen Blechmusik dem Sonnenuntergang entgegen, der Abkühlung bringen sollte. So saß sie Stunde um Stunde, die Nacht war jäh gekommen. Ihre Gedanken wanderten. Hatte sie geschlafen? Die Musik hatte aufgehört. Der Platz war leer. Warum saß sie vereinsamt da? Nein, sie konnte und wollte nicht, daß dort in dem Hause Gericht über sie gehalten wurde, solange die Erregung sie durchflutete. Sie selbst wollte sie Rechenschaft geben und dann erst vor die Griechin hintreten und sich des Jähzornes schuldig bekennen. Sie blickte um sich. Auf den Gartenwegen sah sie Gruppen im Plaudern den Ausgängen zustreben. Sie erhob sich, öffnete das Päckchen; mit einigen raschen Griffen band sie den Curko (langer schwarzer Gesichtsschleier) um und hüllte sich in die Habarah (Ueberwurf aus schwarzer Seide), die den ganzen Körper verdeckte; in wenigen Minuten war die äußere Umwandlung zur eingeborenen Stadtfrau vollzogen. Sie

hatte nicht mehr zu fürchten, erkannt zu werden. Der Gartenwächter machte die Runde; an Amila vorübergehend, sagte er: «Der Muëddin wird gleich zum Nachtgebet rufen. Anständige Frauen hören ihn lieber im Harim» (Frauengemach). Sie verstand und verließ den Garten; sie suchte ein Plätzchen, wo sie den neuen Tag erwarten konnte. Im europäischen Viertel, in dem der Garten lag, würde sie es nicht finden, so lenkte sie ihre Schritte in die Muskitraße, dem Koptenviertel zu. In eine der spärlich beleuchteten engen Gassen des alten, zur Nachtzeit unbelebten Viertels einbiegend, lugte sie nach einem Versteck aus, nach einer vertieften Nische im Tore, einem Vorbau, einer verlassen Verkaufsboje. In die hier herrschende Nachtstille ertönte der Gesang eines englischen Gassenhauers. Die Sänger, zwei Matrosen, bogen torkelnd um die Ecke, schwiegen überrascht stille, als sie sich einem einsamen weiblichen Wesen gegenüber sahen und der eine sagte schluckend:

«Hallo, a veiled beauty!»

Amila spürte den brandygetränkten Atem der beiden Seelente, als sie ihr den Weg versperrten. Mit dreister Hand griff einer nach dem Schleier und ehe es Amila verhindern konnte, hob er ihn hoch und blickte in ihr Gesicht. Empört über diese, dem Landesbrauch zuwiderlaufende Handlung, stieß sie ihn in ihrer Entrüstung zurück, daß er taumelte und hinfiel. In beflügelter Hast schoß sie von dannen, vorbei an dem zweiten der von Brandygefluß auf galante Abenteuer erpichten Matrosen, der auf den Ruf des gefällten Kameraden: «Stop her Bill, she's young» (halte sie auf, sie ist jung) ihre Verfolgung aufnahm. In den engen, von spärlichem Lampenlicht beleuchteten Gassen stürzte sie dahin, daß ihr schwarzseidener Ueberwurf wie ein dunkler Flügel in der Luft flatterte. Ihr vorausweisender Blick suchte einen Schlupfwinkel. Sie hörte den eiligen Laufschrift des Verfolgers näherkommen, nun bog sie um eine Ecke, in der Ferne lag ein Lichtschein über dem Gassengrund; aus einem offenen Tor fiel er... Gesang vernahm sie, wie ein Kirchenlied, und bald stand sie vor dem Eingang einer zwischen alten Häusern eingebauten Kirche. Sie mäligte ihre Eile und ruhigen Schrittes, aber mit klopfenden Pulsen ordnete sie ihre Kleider und schlüpfte erleichtert in das schützende Gotteshaus. Ein festlicher Nachtgottesdienst wurde in der uralten Basilika abgehalten. Amilas Blicke irrten flüchtig über die durch das Mittelschiff getrennten, in Andacht versunkenen Kopten und Koptinnen, dann mischte sie sich unter ihre Geschlechtsgenosinnen, die gleich ihr schwarzen Ueberwurf und Gesichtsschleier trugen. Sie sah in der dämmerigen Beleuchtung flackernder Wachskerzen altersgebräunte Heiligenbilder auf mattem Goldgrund an den Wänden schimmern, in den Nischen Statuen von Heiligen im Stil verflorener Jahrhunderte stehen. Und dort im Zwielicht, das über dem Altar herrschte — der Priester stand auf der obersten Stufe und sprach zu der Gemeinde in einer Amila unverständlichen Sprache — erschaute sie das Holzkreuz, an dem der Heiland hing, und ein Schauer durchzuckte sie. Sie wandte den Blick ab, aber wieder mußte sie es betrachten, widerstrebend, abwehrend... Dem koptischen Künstler, der es in grauer Vorzeit geschaffen hatte, schwebten wahrscheinlich die körperlichen Qualen vor, die sein Auge mit Entsetzen an Männern seines eigenen Volkes zur Zeit des moslemischen Bekehrungsterrors wahrgenommen haben mochte. Mit den stärksten Ausdrucksmitteln einer noch rohen Kunst hatte er Form und Farbe vereinigt, um körperliche Marter darzustellen. Das schmerzverzerrte Gesicht unter der Dornenkrone, überströmte von Blut, die krampfgeschwellten, von blauen Adern durchzogenen Arme, an denen das Blut aus den ans Kreuz genagelten Händen quoll und rann; das Wundmal unter dem Herzen, die gekreuzten, vom Eisennagel durchbohrten Füße... Blut, Blut... Amila glaubte bei dem Flackern der Wachskerzen das Blutrieseln zu sehen, und es war ihr, als müßten sich diese verzerrten Lippen gleich zu einem Schmerzensschrei öffnen. Sie stand unter dem Banne der Leiden des Gekreuzigten, dessen übersinnliche Bedeutung als Erlöser ihr verschlossen war. Beeinflußt von der Nervenreizung durch die vorhergegangene Verfolgung war es ihr, als wenn die körperlichen Schmerzen, die dort dargestellt waren, auf sie überstrahlten. Sie fühlte die Wundmale auf ihren eigenen Körper übertragen, an Füßen und Händen bohrten wilde Schmerzen, wie verursacht von den eingedrungen Fremdkörpern. Sie betrachtete ihre Hände,

(Fortsetzung Seite 750)



SCHLOSS BISCHOFZELL

Vor einigen Tagen ist das schöne Schloß von Bischofszell seiner neuen Bestimmung übergeben worden. In den restaurierten Räumen des uralten Baues sind jetzt die Stadtbibliothek, ein Museum, Bureaux und Lageräume der städtischen Werke und zwei Wohnungen untergebracht.

Aufnahme Labhardt

Freilicht,
Freiluft,
u. Sonne!

Und stets *vorher* einreiben mit

NIVEA-CREME NIVEA-ÖL (Hautfunktions- u. Massage-Öl)

Das gibt gesunde Haut und schön gebräuntes Aussehen, auch bei bedecktem Himmel.

Nivea-Creme und Nivea-Öl vermindern die Gefahr schmerzhaften Sonnenbrandes; sie sind gewissermaßen „naturgegeben“, denn sie enthalten als einzige Hautpflegemittel der ganzen Welt das hautverwandte Euzerit. Deswegen können sie weder durch „Luxuscremes“, noch durch „Nachahmungen“ ersetzt werden, die Ihnen als „ebensogut“ empfohlen werden sollten.

Nivea-Creme wirkt an heißen Tagen angenehm kühlend; Nivea-Öl schützt bei unfreundlicher Witterung gegen zu starke Abkühlung, die leicht zu Erkältungen führen kann, so daß Sie auch an kühlen Tagen in Licht, Luft und Wasser baden können.

Eins aber müssen Sie immer beachten: Auf keinen Fall dürfen Sie mit *nassem* Körper sonnenbaden, und Sie müssen sich stets *vorher* gründlich einreiben!

Nivea-Creme und Nivea-Öl werden vollständig in der Schweiz hergestellt durch die CHEM. FABRIK PILOT A.-G., BASEL

Die Preise sind besonders günstig:

Nivea-Creme in Dosen u. Tuben Fr. 0.50 bis 2.40, Nivea-Öl in Flaschen Fr. 1.75, 2.75



Nur **NIVEA**-Creme und -Öl enthalten das hautpflegende Euzerit

sie zeigten keine Veränderung. Und als sie sich erheben wollte, versagten die schmerzenden Füße den Dienst. Verstört, wie nach Hilfe suchend, blickte sie um sich. Als endlich das Glückchen erklang, das die Messe auslütete und die Gemeinde sich zum Verlassen der Kirche erhob, verließ auch sie das Asyl und folgte mechanisch den Frauen, die sich, in Gruppen sondernd, im Quartier zerstreuten. Einer dieser Gruppen schloß sie sich an. Die kühle Nachtluft, die sie wie ein Trank frischen Wassers erquickte, verlieh ihr allmählich die geistige Klarheit. Wo den Rest der Nacht verbringen? Diese Frage drang auf sie ein. Sie hatte kein Geld bei sich, und zum Verweilen im Freien hatten ihr die beiden Matrosen Lust und Mut benommen.

«Du bist spät gekommen, Schwester.» Eine junge, frische Stimme sprach diese arabischen Worte. Amila fand, daß sie ihr galten. «Wie gefällt dir der neue Priester? Ist er nicht ein schöner Mann?»

Amila tat es wohl, die junge Stimme zu vernennen, sie griff das Gespräch mit Eifer auf. So schritten sie plaudernd dahin. Nun berührte die Fremde ihren Arm und flüsterte: «Bleiben wir ein wenig zurück! Ich habe Sehnsucht nach einer Zigarette. Da vor uns gehen Großmutter und Mutter, die sehen es nicht gerne, wenn ich rauche.»

Als die Fremde die Entfernung für angemessen hielt, zog sie ein Etui hervor, schlug den Gesichtsschleier über den Kopf zurück und bot Amila eine Zigarette an. Mit Behagen sogen sie den Rauch ein. Die Fremde, eine junge Koptin, mit offenen, freundlichen Zügen, schien an Amila Gefallen zu finden. «Wenn du allein bist, Schwester», hub sie wieder an, «so sei jetzt unser Gast und komm dann mit uns auf den Friedhof, den Tag der Toten feiern. Jetzt nehmen wir zu Hause nur rasch einen Imbiß und vor Sonnenaufgang sind wir an der Stätte des Friedens.»

«Gerne, wenn deine Eltern es erlauben», nahm Amila erleichtert an. Sie sah sich geborgen.

Im beleuchteten Flur des Hauses, das sie nunmehr betraten, entschleierten sich die Frauen. Die strenge Mutter, der Amila vorgestellt wurde, musterte ihre Züge, nickte freundlich und sprach das Willkommen des Ostens: «Du bist in deinem Haus, Schwester!» Diese Begrüßung wurde ihr auch von den drei Männern zuteil, alt und jung, die zur Familie gehörten. Im Frauengemach, eine Treppe hoch, wurden Tee und Süßigkeiten geboten und nicht verschmäht. Inzwischen war vor dem Tore ein Maultierkarren vorgefahren, in dem Sitzteppiche, Blumentöpfe, Proviant, Wasser und Kochgeschirr, sowie ein großer Korb mit Brotfladen verstaubt wurden. Auch die Frauen und der Großvater fanden

auf Querbrettern darin Platz. Nach halbstündiger Fahrt durch enge dunkle Straßen, in denen sich noch andere Karren ihnen anschlossen, ließen sie die Stadt hinter sich, der Ausblick in die nächtliche Wüste wurde frei, ihr erfrischender Atem wehte ihnen entgegen. Es leuchteten auch schon die weißen Grabsteine auf in der bleichen anhebenden Morgendämmerung. Dort im trockenen Sand der Wüste, wo die entseelten Hüllen der Kopten seit Jahrhunderten zur ewigen Ruhe gebettet waren, pulste das Leben spät geborener Geschlechter in dem von ihren Urhahnen, den alten Aegyptern, übernommenen Kult. In der Beleuchtung der mitgebrachten Windlichter wurden Vorbereitungen wie zu einem Fest getroffen. Immer wieder wandten sich die Blicke nach dem allmählich heller werdenden Lichtstreifen des Ostens, der über den fernen Gebirgen der Libyschen Wüste hing. Endlich war der erharrte Augenblick gekommen, Strahlenbündel schossen empor zu den blassen Himmelshöhen, der Rand des Sonnenballs schien den steinernen Wall der fernen Felsmauer in Weiglüt zu versetzen, ein Wort fiel murmelt von jedem Lippenpaar: esch-schems (die Sonne). Der Sonne zugewandt sanken alle in die Knie zum stummen Gebet für die Toten, die der Sonnengnade nicht mehr teilhaftig waren. Das stille Gebet nahm sein Ende, als sich die Sonnenscheibe vom Bergrand abgelöst hatte, man wandte sich dem Leben zu. Die Gräber erhielten Blumenschmuck, an kleinen Feuern wurde für den Tag und für die Armen gekocht, denen auch die Körbe mit Brot zugedacht waren. Mit Ausnahme der jeweils die Küche überwachenden Person, durften sich die anderen ihrem Ruhebedürfnis hingeben, sie entschliefen bald auf ihren Teppichen. Auch Amila war müde, aber hinter ihren geschlossenen Lidern hapselten sich die Ereignisse der letzten Stunden wie Filmepisoden ab, die den Schlaf von ihr fernhielten. Da ward plötzlich eine Vorstellung in ihr wach, die ihr bisher ferngeblieben war und die ihr brennende Pein bereitete. Das gütige Fräulein Eichwald! In welchen Schrecken, in welche zitternde Angst und atemberaubende Erwartung hatte sie die mütterliche Dame durch ihre Flucht, durch ihr Ausbleiben versetzt, sie, die sich ihrer Verantwortung bis zur Selbstaufopferung bewußt war!...

Und sicher war auch das Haus des Geheimrats alarmiert worden. Ein tiefes Reuegefühl überflutete ihr Herz, jagte sie auf ihrem Teppichlager... dort, jenseits des grünen Gürtels des Nilufers lag die Stadt. Die vom werdenden Tage rosig angehauchten Minaretten waren wie Finger, die mahnend nach oben wiesen, wo die menschlichen Hand-

lungen auf Recht und Unrecht geprüft wurden... Leise erhob sie sich. Sie wollte für die Gastfreundschaft danken, alle waren jedoch in tiefen Schlaf versunken. Sie ging, den Blick nach der Stadt gerichtet, eiligen Schrittes dahin, begegnete Scharen von Armen, die kamen, ihre Spenden am Tag der Toten entgegenzunehmen. Die Sonne warf schon die Schatten des frühen Vormittages, als Amila sich dem Institut näherte. Durch eine Lücke der Lebachbäume sah sie auf dem langen Nordbalkone die Gestalt des Fräuleins von Eichwald auf- und abgehen. Amila mußte läuten. Der Boab erkannte sie trotz ihres Schleiers und schrie hinauf zu dem Balkon: «Set Amila gd!» (Amila ist gekommen). Im großen Hause wurde es lebendig. «Amila... Gott sei Dank... Wo warst du abscheuliches Kind?» schluchzte Fräulein von Eichwald und hob die kniende und um Verzeihung bittende Amila zu sich empor.

Der Geheimrat hatte einen leichten Fieberanfall gehabt — es war die Zeit der Nilschwelle, die die sonst trockene Luft des Niltales mit Feuchtigkeit schwängerte — und Brigitta hatte darauf bestanden, daß Dr. Hartmann zu Rate gezogen werde. Nun saßen die beiden Herren beisammen im Gespräch über Amila. Kurz nach jener Nacht der Abenteuer war das Lyzeum wieder der Schauplatz eines Vorfalles geworden, in dessen Mittelpunkt neuerdings Amila gewesen war. Dieses Mal jedoch nicht als auslösendes Element, sondern als leidender Teil. Die rückwärtige Partie des Lyzeumgartens mit seinen Tennisplätzen grenzte an ein noch unverbautes Grundstück, von dem mitunter Steine auf die spielenden Franghi geflogen kamen. Zuweilen zwängte sich auch durch die dem breiten Schmiedeisengitter vorgepflanzten Oleander und Jasminsträucher das Gesicht eines Araberjungen, das grinsend verschwand, wenn das Rackett drohend geschwungen wurde. Amila war angetreten und brachte dem Spiel ihr ganzes Interesse entgegen. Sie hatte eben einen an das Drahtnetz gelandeten Ball aufgenommen, ihr Gesicht also dem brachliegenden Grundstück zugewandt, als sie plötzlich Rackett und Ball fallen ließ und mit einem gellenden Schreckensschrei nach einer Stelle der Hecke wies und wie von Furien gejagt, aus dem Viereck mit dem Ausruf flüchtete: «Der Mann, der mich gebissen hat!» Ihre Partnerin blickte nach der Hecke, wo noch für einen Moment lang ein wie von Aussatz zerstörtes lippenloses Gesicht sichtbar wurde, um dann hinter dem Grün der zusammenschnellenden Zweige zu verschwinden.

(Fortsetzung folgt)

GAËTA 1861 (Fortsetzung von Seite 741)

piemontesischen Truppen erwartet wurde. Schon vor unserer Ankunft hatte sich die sardinische Flotte vor Mologäta vor Anker gelegt gehabt, und kaum hatten wir unsere Feldküche in unserem Bivouak aufgeschlagen und die erste Suppe gekocht, so begannen die schwarzen Kolosse auf dem Meere Feuer zu speien. Da war der Appetit bald verschwunden; — man schnallte die Gemellen wieder auf den Tornister. — Aber was war nun zu thun? In's Meer konnten wir nicht springen, um die Schiffe mit dem Bajonett anzugreifen; wir mußten also ruhig warten und zusehen, wie uns die Herren Piemontesen mit ihren Hundertpfündern beschossen. Da gab es keinen Punkt, hinter dem man einige Deckung hätte suchen können; die schweren Projektile durchlöcherten die Gartenmauern, als ob sie dünne Bretterwände gewesen wären. Ich hatte in den früheren Gefechten oft Blut fließen sehen. Der schmerzvolle Gesichtsausdruck manches toten Feindes schwebt mir noch lebhaft vor den Augen. Mit tiefem Weh erinnere ich mich noch der brechenden Blicke schwer verwundeter Kameraden, die wir auf dem Kampfplatze hilflos zurücklassen mußten. Aber das Alles dauerte nur einen Augenblick; die Aufmerksamkeit der nächsten Minute ward wieder von dem Wechsel des Gefechtes in Anspruch genommen. — Hier aber, inmitten dieser lachenden italienischen Gartenvegetation, die nur da zu sein scheint, um Jeden, der sie betritt, mit Lust zu erfüllen und das Leben angenehm und lieb zu machen, — hier stehen und sehen, wie neben mir ein Kamerad plötzlich entzwei gerissen wird, dort einer oder zwei zugleich zusammenstürzen, sich mit zerschmetterten Gliedern einige Minuten unhorwälzen, bis der sichere Tod ihrer Qual ein Ende gemacht hat, — ruhig zusehen, wie die Sappeure neben den Gefallenen eine Grube aufwerfen, sie eilig hineinlegen und wieder bedecken, und das Alles, während ein Schiff nach dem andern ganz bedächtig Stellung vor dem Ufer nimmt und die sechzig schweren Kanonen einer Breitseite auf uns abfeuert, dann langsam kehrt und mit gleicher Ruhe die andere Seite gegen uns entladet, — das ist fast für die Nerven alter gedienter Soldaten zu stark. — Und wir

mußten drei lange bange Tage und Nächte hier ausharren! Endlich am 4. November Morgens früh rückte eine Colonne Bersaglieri von der Straße von Sessa her an, ihre Plänker uns links und rechts durch die Felder entgegengehend. Wir schlugen uns mit den immer mehr Verstärkung erhaltenden Bersaglieri bis gegen Mittag herum; da aber die neapolitanischen Truppen in der Stadt, statt uns Unterstützung zu senden, angingen nach der Festung Gaëta auszubrechen, so vernagelten wir unsere Feldgeschütze, die wir nicht mitnehmen konnten, und zogen uns in das Städtchen Mologäta zurück. Hier konnten wir uns gegen den immer hartnäckiger andringenden Feind halten bis gegen 5 Uhr Nachmittags, dann mußte diese Position ebenfalls aufgegeben werden. Das 3. Jägerbataillon, bei dem ich stand, erhielt die ehrenvolle Aufgabe, den Rückzug der übrigen Truppen zu decken.

Die Straße von Mologäta nach der Festung Gaëta ist etwa eine halbe Stunde lang. Sie zieht sich am Fuße steiler Felsen hart am Meere hin. In Unordnung, dicht gedrängt wälzte sich der Zug von Soldaten, Kriegsfuhrwerken und Wagen mit Verwundeten bunt durch einander die Straße entlang. Auf den Felsenhöhen rechts der Straße hatten die Bersaglieri schon Posto gefaßt und schossen in den Menschenkneuel hinunter. Die schwarzen Ungeheuer des Meeres begleiteten auf Schußweite mit entsetzlicher Beharrlichkeit den schwerfälligen Marsch der Kolonne und sandten immerwährend Tod in ihre dichten Haufen. An tieferen Stellen, wo sie sich dem Lande mehr nähern durften, warfen sie einen Hagel von Kartätschen in die Flüchtigen. Unser Bataillon hatte Mühe genug, den Anprall der auf der Straße hinterher drängenden Bersaglieri durch einzelne Pelotonfeuer aufzuhalten. Panischer Schrecken ergriff die vor uns marschierenden Neapolitaner. Alle Disziplin war bei ihnen gelöst. Jeder wollte der Vorderste auf der Flucht sein; jeder folgte nur noch dem Trieb der Selbsterhaltung, und so wurden Fuhrwerke und Wagen mit Verwundeten über die Straße hinunter in das Meer geworfen, oder wo eine Stockung im Zug entstand, von den verzweifelt Nachdrängenden sogar die

Fußgänger über die Straßenmauern hinausgedrückt, und fanden ihren Tod in den Wellen.

Endlich nahmen uns die schützenden Mauern von Gaëta auf. Ein Theil der Truppen, worunter die Fremdenbatalione, verstärkten die Besatzung der Festung; der größte Theil der Neapolitaner rettete sich von Gaëta auf römisches Gebiet.

Die Bewohner von Gaëta verließen die Stadt und begaben sich, unbelästigt von den piemontesischen Truppen, in nahe gelegene neapolitanische Ortschaften. Und nun begann die Belagerung der Festung, in welcher sich auch der König von Neapel befand. Die Infanterie hatte wenig Gelegenheit, sich bei der Verteidigung der Festung zu betheiligen. Wir hatten meistens nur Wachdienst zu thun. Einige Ausfälle, die wir machten, blieben ohne Erfolg; wir wurden immer wieder von den Bersaglieri in die Festung zurückgejagt. Die Piemontesen errichteten auf der Landzunge eine Batterie und begannen Bresche zu schießen; gleichzeitig wurde die Festung auch vom Meere aus beschossen. Nach drei langweiligen Wochen versuchten die Piemontesen den Sturm. Sie wurden kräftig empfangen, doch da die Festung wegen Mangel an Lebensmitteln sich gleichwohl nicht länger hätte halten können, wurde kapituliert. Die Piemontesen besetzten die Festung; wir wurden entwaffnet und nach Rom instradirt. Nach einem mehrwöchigen Aufenthalt in Rom, welchen ich zum Besuch der Kunstsammlungen benutzte, trat ich mit mehreren meiner Camilitonen die Heimreise über Civitavecchia im Februar 1861 an. Glücklicherweise erreichte ich nach zweijähriger Abwesenheit mein Schweizerisches Vaterland wieder. Mit dankerfülltem Herzen gegen Gott begrüßte ich die lieben Berge meiner Heimat, reich an Erlebnissen und Erfahrungen, und nicht ohne Nutzen für meinen Beruf, denn mein Seizzenbuch birgt manche schöne Erinnerung, die ich mir bald im Bivouak, bald auf einsamen Wachtposten, bald in meinen Musestunden sammelte. Es war mein treuer Begleiter, als ob es zu meiner militärischen Ausrüstung gehört hätte.»